

„Wir brauchen Wertevermittlung, Dialog und Trainings zur Ambiguitätstoleranz“

Langfassung des Gesprächs Im Magazin PPP 02/24

Mathias Heinicke sprach mit dem israelisch-deutschen Psychologen und Autor arabisch-palästinensischer Herkunft Ahmad Mansour. Der Experte für Extremismusbekämpfung gründete 2018 die Initiative MIND prevention, die verschiedene Projekte zur Demokratieförderung und Extremismusprävention im Bildungs- und Integrationsbereich sowie in Justizvollzugsanstalten durchführt.

Mathias Heinicke: Wo sehen Sie den Hauptgrund, warum Menschen sich radikalieren? Die Gründe sind ja nicht nur religiös geprägt.

Ahmad Mansour: Nein, überhaupt nicht. Wir haben eine sehr dynamische, sehr komplexe Lage. Ich sehe hier zwei Aspekte: Erstens gibt es das Problem einer zunehmenden gesellschaftlichen Komplexität, von der viele Menschen überfordert sind. Deshalb existiert eine große Sehnsucht nach Vereinfachung. Zum Zweiten haben wir Zugänge zu Formen des Extremismus, die wegen persönlicher Krisen sehr individuell verlaufen. Wenn ich die 500 Biografien von Menschen anschau, die wir im Bereich des Extremismus ausgewertet haben, lief der Zugang sehr oft nicht über die Suche nach Religion oder nach Extremismus, sondern über die Suche nach Entlastung, nach Zugehörigkeit, nach Bedeutung. Ich sehe Menschen, die Biografiebrüche erlebt haben, entweder wegen fehlender Vaterfiguren, wegen Migration, häufiger Gefängnisaufenthalte, oder auch Familienstrukturen, die gar nicht funktionieren – all das kann ein Fenster zum Radikalismus öffnen. Eine Frage, die wir hier der Gesamtgesellschaft stellen müssen, ist: Wer erkennt diese Fenster? Wer erkennt die Jugendlichen, und wer macht ihnen Angebote? Und das sind derzeit meistens leider die radikalen Gruppierungen. Sie stellen mittlerweile die „besseren“ Sozialarbeiter, denn sie sind viel besser in der Lage, diese emotionale Bindung zu schaffen. Es ist, glaube ich, vielen Leuten klar geworden, dass der notwendige Kampf um die Demokratie eigentlich in den Sozialen Medien stattfindet. Und da verlieren wir, und zwar massiv. Wenn - ganz außerhalb des Islamismus-Bereichs gesehen - ein AfD-Politiker im Bundestag eine Rede hält, dann hält er sie für die Sozialen Medien. Er denkt die Kernbotschaften, die man für Tiktok entsprechend zuschneidet, von Anfang an mit. Politiker, die nicht auf populistische Botschaften aus sind, halten ihre Reden im Bundestag in erster Linie für Kollegen und Bürger, nicht für die Sozialen Medien. Die meisten sind eigentlich komplett überfordert damit, sich dieser Medienmacht anzupassen, deshalb kommt die Botschaft nicht gut bei den Leuten an. Und Wahlen, das hat Trump auch in seinem Wahlkampf vorgemacht, werden nicht auf der Straße gewonnen, nicht militärisch gewonnen, sondern in den Sozialen Medien. Das heißt, kampagnenmäßige Verbreitung von Narrativen, solange bis sie sitzen: Desinformation, Fake News ... und die westliche Wertegesellschaft ist damit komplett überfordert. Wenn ich als israelischer Palästinenser eine differenzierte Haltung zu dem habe, was im Gazastreifen geschieht, habe ich keine Chance, dass sich diese Haltung in den Sozialen Medien verbreitet. Wenn ich aber „Genozid, Genozid“ rufe und emotionalisierte Bilder verbreite, die meine selektive Wahrnehmung bestätigen, habe ich eine große Chance, damit anzukommen. Es sind mittlerweile sehr koordinierte Kampagnen, die in

Deutschland ankommen. Warum ich das sage? Es geht nicht nur um die Narrativgewöhnung, sondern auch um die reale Gefahr der Radikalisierung: Wenn Jugendliche, mit denen wir in den Schulen arbeiten, von dem, was sie in den Sozialen Medien gesehen haben, hoch emotionalisiert sind, kann ich nicht mit ihnen auf sachlicher Ebene arbeiten. Ich muss erstmal den Raum geben, diese Emotionalität abzubauen, damit eine sachliche Diskussion überhaupt möglich wird. Ich sehe aufgrund des Kriegs in Gaza und der Emotionalität, die dadurch entstanden ist, eine Welle der Radikalisierung auf uns zukommen, die mir Angst macht. Das ist vergleichbar mit dem, was wir beim IS erlebt haben: ein Riesenvertrauensverlust zu der Mehrheitsgesellschaft, zur politischen Elite, die eine Haltung angenommen hat, die ich absolut teile, aber die von der Politik nicht so kommuniziert wurde, dass sie bei den Menschen vor Ort ankommt.

M.H.: Welche Möglichkeiten sehen Sie denn, dass wir hier zum Beispiel in den Schulen gegensteuern?

A.M.: In den letzten Monaten haben wir an Berliner Schulen, aber nicht nur dort, viele antisemitische Aussagen und Attacken von Kindern und Jugendlichen gegenüber Kindern und Jugendlichen, aber auch gegenüber Lehrern gesehen. Wir haben erlebt, dass es schwarze Listen mit Namen gibt, islamistische Missionierung an Schulen usw., – das sind alles Themen, die die Lehrkräfte massiv überfordern, weil sie in ihrer Ausbildung nicht auf so eine Schulklasse vorbereitet werden. Die Lösung kann nicht sein, dass die Schule alles geradebiegen muss, was in unserer Gesellschaft falsch läuft, ich sehe das als gesamtgesellschaftliche Aufgabe. Ich sehe die Zivilgesellschaft, die Politik, aber auch die Pädagogik in der Verantwortung. Und ich glaube, wir müssen umdenken, was die Ziele von Pädagogik, von Schule sein sollten. Wir haben ja nicht nur das Thema Radikalisierung, wir sehen auch das Thema Kriminalität unter strafunmündigen Jugendlichen, ein Phänomen, das nach der Coronazeit massiv zugenommen hat: also Elf- oder Zwölfjährige, die schwere Körperverletzungen begehen. Das Phänomen hat auch mit Empathie-Defiziten zu tun, die in der Coronazeit durch den übermäßigen Konsum an Digitalisierung entstanden sind. Wenn ich mit meiner Familie vor der Coronazeit in einem Restaurant Essen gegangen bin, haben wir maximal eine Familie gesehen, bei der das Kind auf einen Bildschirm blickt und nicht an der Diskussion beteiligt ist. Heute sehe ich kaum Kinder, die sich anders verhalten, und hier müssen wir uns fragen: Was macht es mit Kindern, wenn sie so isoliert sind, wenn es keine Interaktion mit Eltern, mit Großeltern, mit Freunden gibt, wenn sie nicht an den Gesprächen beteiligt sind? Natürlich ist das langweilig für die Kinder, aber sie nehmen ganz viel mit, und das wird ihnen im negativen Sinne erspart. All das wird im Extremfall auch zur Radikalisierung beitragen, wenn wir nicht gegensteuern. Ich sehe es auch als die Aufgabe der Schulen an, auf die aktuelle politische Lage zu reagieren, Medienkompetenz zu vermitteln, und diese Aufgabe zu erfüllen wird immer schwieriger. Wir müssen hier auch von KI und Schule, KI und Informationsvermittlung in den Sozialen Medien reden. Seit dem Hamasüberfall am siebten Oktober letzten Jahres bemerke ich eine Verändrung: Mir, als einem sehr gut informierten Menschen, müsste es doch leicht fallen, den Wahrheitsgehalt von Nachrichten zu überprüfen, aber selbst ich brauche oft zwei Stunden, um herauszufinden, ob etwas echt ist oder Fake News. Und viele haben diese Medienkompetenz nicht. Das ist extrem gefährlich, und um dieser Gefahr etwas entgegenzusetzen, brauchen wir eine ganz andere Schule: Wir brauchen Wertevermittlung, wir brauchen Dialog und eigentlich Trainings zur Ambiguitätstoleranz, weil diese leider aufgrund des exzessiven Konsums Sozialer Medien nicht mehr vorhanden ist.

M.H.: Oft spielt auch das Elternhaus und deren Informationsfilterung eine entscheidende Rolle. Wie können wir denn die Erwachsenen abholen?

A.M.: Ich glaube, auch in den Sozialen Medien. Die Eltern sind auch dort anzutreffen, vielleicht auf anderen Plattformen, aber die Probleme, die ich genannt habe, betreffen auch sie. Wenn wir zum Beispiel die Verschwörungstheoretiker betrachten, eine Gruppe, die massiv zugenommen hat während der Corona Krise, dann waren auch sie in den Sozialen Medien unterwegs, und auch da waren wir nicht in der Lage, Gegen narrative zu schaffen, Aufklärung zu betreiben, Medienkompetenz zu vermitteln.

Man muss auch fragen, was bewirkt es, wenn eine palästinensische Familie den ganzen Tag ungefiltert Bilder aus Gaza im Fernsehen sieht, ungefiltert den Kindern diese Aufnahmen zumutet, oder Kinder auf eine Demonstration mitgenommen werden, wo Puppen auf die Straße gelegt werden – stellvertretend für die Leichen von Kindern? Das sind Erfahrungen, die Kinder komplett überfordern. Ich glaube, dass den Eltern oft gar nicht bewusst ist, was sie damit bei den Kindern anrichten. An dieser Stelle können wir ganz viel erreichen: über den Austausch zu Erziehungsmethoden, über das Erkennen von Radikalisierungstendenzen, darüber, Bindung zu schaffen, Informationen dazu zu geben, wieviel Umgang mit dem Smartphone, dem Tablet noch gesund ist, wieviel ungesund. In Familien, die etwas bildungsfern sind, ist das Handy oft die einzige Erziehungsmaßnahme. Es fehlt an Gesprächen, das Kind wird nicht ins Bett gebracht, es wird mit ihm nicht ein paar Minuten in Ruhe über den Tag gesprochen, um seine Empathie zu stärken. Die eigenen Gefühle werden dem Kind gegenüber nicht formuliert, beim Abendessen werden die Geräte nicht ausgeschaltet, um gemeinsam ins Gespräch zu gehen – all diese Basics haben massiv abgenommen und das führt für die Kinder zu einer enormen Überforderung.

M.H.: Viele Psychotherapeut*innen vertreten die Überzeugung, dass es sinnvoll ist, in den psychotherapeutischen Praxen einen Politik-freien Raum zu schaffen, und sich letztendlich nur auf das Störungsbild zu fokussieren. Wie kann ich da das Thema Radikalisierung überhaupt im psychotherapeutischen Prozess aufnehmen?

A.M.: Das ist der Grund, warum wir es für nötig hielten, Seminare für Psychotherapeuten zur Sensibilisierung anzubieten. Wenn wir zum Beispiel polizeiliche Großlagen, verursacht durch Radikalisierung, analysieren, in Würzburg, in Hamburg, in Frankfurt und vielen anderen Orten, dann sehen wir bei den Tätern Menschen, die bislang nicht ideologisch aufgefallen sind, bei denen Radikalisierungstendenzen nicht erkannt wurden, weil sie meistens entweder stumm gelaufen sind oder die Radikalisierung in den sozialen Medien stattfand und der Verfassungsschutz, der Staatsschutz nicht in der Lage waren, das zu erkennen. Diese Menschen sind nicht in eine bestimmte Moschee gegangen, sie haben keinen Kontakt zu einschlägig bekannten Personen aufgenommen, sie sind aber sehr wohl im Kontext von Therapie und Psychiatrie und Sozialarbeit aufgefallen: mit Aussagen, mit Aggressionen, mit Hinweisen auf das, was kommen kann und keiner sehen wollte. Weil: Man hatte sich nur auf die Außenwelt konzentriert und die Radikalisierungsdimension komplett ignoriert. Deshalb halte ich es für enorm wichtig, diese Sensibilität zu entwickeln, Radikalisierungstendenzen auch in der Therapie zu erkennen, vor allem bei der Gruppe, in der Labilität und Radikalität zusammenkommen. Das ist eine extrem explosive Mischung. Zweitens: Wenn ich als arabischer Palästinenser zu einem Psychotherapeuten gehe, bringe ich etwas mit: Ich komme aus einer

patriarchalischen Struktur, ich habe eine ganz andere Beziehung zu meinem Vater, zu meinen Eltern, die Familie spielt bei mir eine andere Rolle. Wenn ich aber vor jemandem sitze, der diese Differenz überhaupt nicht erkennen und nachvollziehen kann, dann werde ich beim zweiten Mal nicht hingehen, weil das kulturelle Ausprägungen in Dimensionen sind, die man nur nachvollziehen kann, wenn man sich mit der Kultur aktiv beschäftigt. Ich bin der Meinung, Psychotherapie muss politischer werden, vor allem in Bezug auf die Wahrnehmung von dem, was der Patient mitbringt. Das muss man auch thematisieren. Ich kann zum Beispiel Verschwörungstheorien nicht ignorieren, ebenso Radikalisierungstendenzen. Wenn Jugendliche religiöse Narrative verbreiten über Dämonen, die ihnen folgen, oder von der Angst vor der Hölle oder vor Körper und Sexualität, was mir in meiner Arbeit im Gefängnis oft begegnet, muss man damit aktiv umgehen.

M.H.: Das heißt, Sie meinen, dass man auch als Nicht-Muslim diese kulturellen Unterschiede, von denen Sie sprechen, so differenziert wahrnehmen kann?

A.M.: Genau. Diese Frage würde ich am liebsten nicht mehr hören. Ich bin nicht wie meine deutsche Frau oder wie Sie aufgewachsen, aber ich habe gelernt und ich bin neugierig genug, um die Beweggründe, die Entwicklungen, die Art und Weise, wie Menschen hier großgezogen werden, weitgehend zu verstehen. Ich verstehe nicht alles, aber ich muss auch kein Moslem sein, um mit Muslimen zu arbeiten, sondern ich muss nur a.) empathisch auf ihre Bedürfnisse reagieren und b.) neugierig sein und fragen. Aber wenn ich weiß, dass in solchen Familien die Bedeutung von Familie so groß ist, dann weiß ich bei den meisten Patienten, dass sie nicht alleine in der Therapie sitzen, sondern der Vater sitzt da, die Geschwister sitzen mit im Raum, die gesamte Familie sitzt da, und beeinflusst diese Therapie. Wenn ich weiß, dass bestimmte Leute aus einer Gesellschaft gekommen sind, wo Sexualität tabuisiert ist, dann weiß ich, das ist ein wichtiges Element, und vielleicht gibt es Sachen, über die Sprachlosigkeit herrscht, eine Sprachlosigkeit, die ich lösen muss. Ich muss mir aber auch bewusst sein, dass da ein massives Schamgefühl dabei ist. Und wenn wir uns mit derartigen Phänomenen nicht befassen, entwickeln sich Sachen, die die Psychotherapie in eine negative Richtung beeinflussen. Ich gebe ein Beispiel: Viele Psychotherapeuten berichten, dass in der Therapie mit Patienten, die aus patriarchalen Strukturen kommen, nach mehreren Monaten eine Art von Zufriedenstellung der Therapeuten stattfindet. Das heißt, ich nenne als Patient Fortschritte, die gar nicht vorhanden sind, um Sie als Psychotherapeut zufriedenzustellen. Woher das kommt? Weil ich als Patient Sie als Autorität wahrnehme. Dieses Gefühl abzubauen und bewusst eine andere Beziehung zu dem Patienten aufzubauen, ist enorm wichtig. Genauso kommt es vor, dass mich Leute anrufen und sagen: „Mein Therapeut, der ist nicht gut.“ Wenn ich frage warum, kommt: „Ich war sechsmal bei ihm und kann immer noch nicht schlafen.“ Dahinter steht, dass die Erwartungen gegenüber der Therapie ganz andere sind, weil man eine Wunderpille haben will, und nicht von einer Zusammenarbeit ausgeht. Wenn man das als Psychotherapeut weiß, wenn man sensibilisiert ist, kann man solche Aspekte auch in der Therapie zum Thema machen.

M.H.: Sie sprachen ja bereits Ihr Fortbildungsprogramm für Psychotherapeut*innen an. Es gibt wohl bei der Kollegenschaft einen großen Bedarf. Wie arbeiten Sie?

A.M.: Angefangen hat es mit der Unterstützung des Bundesgesundheitsministeriums, jetzt bieten wir es in Brandenburg und in Bayern an. In den ersten zwei Tagen versuchen wir auch,

die Atmosphäre zu schaffen, in der mit den Teilnehmenden eine Diskussion auf Augenhöhe stattfinden kann. Das bedeutet, dass ich erstmal zuhöre, was die Leute jeweils mitbringen. Wo sind ihre Ängste? Was haben sie in diesem Bereich an Erfahrungen gesammelt? Wo sind sie überfordert? Was sind ihre Themen? Es findet also eine Vorauswahl der zu bearbeitenden Themen statt. Dabei muss man natürlich aufpassen, dass keine Pauschalisierungen stattfinden, denn wir reden ja niemals über alle Muslime oder Migranten oder Flüchtlinge, sondern wir reden über Trends, Phänomene, die öfter auftreten, und dann versuchen wir, Denkanstöße zu geben.

M.H.: Können Sie noch genauer beschreiben, wie Sie methodisch in den Workshops vorgehen, um diese kulturspezifischen Inhalte zu vermitteln?

A.M. In allen unseren Projekten versuchen wir, die thematischen Schwerpunkte in Rollenspiele zu überführen. Zum Beispiel die Situation Psychotherapeut und Patient – oder die für Jugendliche prägenden Familienstrukturen. Wir versuchen, diese spielerisch darzustellen, und dann die Schauspieler in ihren Rollen zu belassen und mit den Workshopteilnehmern in eine Diskussion zu bringen. Das heißt, der Vater, die Tochter, der Bruder und die Beziehungen in der Familie, die auch zu Störungen führen können, werden im Rollenspiel verkörpert. Wir versuchen, diese mit den Workshopteilnehmern in eine Diskussion zu bringen. Am Ende des Rollenspiels dürfen die Psychotherapeuten die Familienmitglieder interviewen. Das nennt sich Aktivierungsschauspiel. Fast alle Darsteller, mit denen wir in diesem Projekt arbeiten, sind Psychotherapeuten, oft Familientherapeuten. Wenn wir in Schulen gehen, dann sind es von uns ausgebildete Pädagogen, Theaterpädagogen, Psychologen, Politikwissenschaftler. Und wenn wir in Schulen im Rahmen der Präventionsarbeit mit dem Dargestellten wirklich sehr nah an die Lebensrealitäten der Jugendlichen herankommen, sind wir schon mitten in der Diskussion, noch bevor das Rollenspiel überhaupt beendet ist. Dann haben sie natürlich ein ganz großes Mitteilungsbedürfnis.

M.H.: Und bei Psychotherapeut*innen hat das natürlich den Effekt, dass sie nochmal auf eine ganz andere Art und Weise über den kulturellen Hintergrund ihrer Patient*innen nachdenken können?

A.M.: Ja, und sie können Dinge sehen, die vielleicht in der Therapie sichtbarer werden, aber die man nicht versteht und daher vielleicht auch gar nicht bewusst wahrnimmt. Und hier sitzt man mitten in der Familie und kann mit den Familienmitgliedern ganz anders über ihre Gefühle und Beweggründe diskutieren. Wir wollen dadurch Themen öffnen und mit den Kurs-Teilnehmern in ein Gespräch gehen, um sie für unterschiedlichen Themen zu sensibilisieren, ob das nun das Thema patriarchale Strukturen ist, das Thema Radikalisierungsprozesse, bestimmte Ausprägungen von Störungsprozessen in der Therapie, Traumata oder der Umgang mit Sexualität, – also viele unterschiedliche Aspekte, die wir kulturspezifisch betrachten. Wenn wir aber den Umgang mit diesen Themen in Gesamtdeutschland anschauen, dann haben wir leider ganz viele Leute, die sagen: „Nein, ich darf nicht kulturalisieren, ich darf nicht über solche Themen reden, weil die Gefahr besteht, dass Vorurteile entstehen.“ Die Realität ist anders. Es tut mir leid, ich bin nicht bereit, eine Tabuisierung oder eine Sprachlosigkeit zu schaffen, die letztendlich niemandem hilft. Ich muss Menschen dabei helfen, so sehe ich das, sich gegenüber bestimmten kulturspezifischen Ausprägungen, die es nun mal gibt, zu sensibilisieren.

M.H.: Beim Workshop erreichen Sie nur jene Psychotherapeut*innen, die sich ohnehin schon für das Thema interessieren. Wie kann ich aber sonst innerhalb der Kollegenschaft aber auch innerhalb der Gesellschaft für diese Themen stärker sensibilisieren?

A.M.: Wenn es um die Kollegenschaft geht, wäre ein Beispiel dieses Interview. Aber ich gehe auch zu sehr vielen Tagungen, zu Veranstaltungen. Herrn Adli, den Sie auch befragen, habe ich zum Beispiel letztes Jahr bei einer politischen Veranstaltung über Radikalisierung und Polarisierung kennengelernt, die in Berlin stattfand. Bei solchen Anlässen erreicht man Hunderte von Leuten. Wir müssen das gesamtgesellschaftlich zu einem Thema machen, und wenn wir über das Thema Psychotherapie und Politik reden, dann habe ich das Gefühl, dass über bestimmte Themen in den letzten Jahren eine gewisse Sprachlosigkeit herrscht. Wenn es um Flüchtlinge geht, wenn es um das Thema Radikalisierung geht, dann führen wir diese Diskussionen entweder sehr polemisch und sehr undifferenziert, oder wir vermeiden die Diskussion, weil wir nicht als Rassisten gelten wollen, weil wir Angst haben vor der Reaktion anderer. Aber ich halte sogar diese Sprachlosigkeit für Rassismus, weil in ihr liegt, dass ich mich vielleicht selber vor irgendwelchen Vorwürfen schütze, aber ich schütze weder meinen Patienten, noch Leute, die vielleicht darunter leiden. Ich kann ihnen nicht helfen, weil ich mich selber durch Schweigen schützen möchte. Wir reden so viel über die besorgniserregenden Entwicklungen in der Mehrheitsgesellschaft, über Polarisierung oder Radikalisierungstendenzen, aber wenn es um die Menschen mit Migrationshintergrund geht, dann halten wir sie für Kuscheltiere und wollen sie vor Kritik schützen. Und das ist keine gleichberechtigte Behandlung. Die erwarte ich aber.

M.H.: Radikalisierung geht ja manchmal auch in beide Richtungen. Da fallen Begriffe wie Bio-deutsche. Wie kann man da aus Ihrer Sicht gegensteuern?

A.M.: Wenn ich mir die Maßnahmen anschau, die in dieser Gesellschaft ergriffen werden, und dann meine eigene Biografie betrachte, dann weiß ich, dass gegen Rassismus eine einzige Methode am besten funktioniert: Begegnung! Begegnung, Begegnung, Begegnung. Und zwar nicht nur an einem Projekttag, an dem dann zum Beispiel in Brandenburg irgendein syrischer Arzt kommt und Jugendlichen in der Schule zeigt, dass nicht alle Syrer gleich sind, sondern Begegnung bedeutet, die gleiche Schule zu besuchen, den gleichen Verein, am gleichen Ort zu wohnen, zusammenzuarbeiten, Dialoge auf Plattformen, die auf Augenhöhe geführt werden. Wenn wir es schaffen, die Menschen wirklich zusammenzubringen, wenn wir es schaffen, ein Wir-Gefühl zu erzeugen, dann sind wir auf dem richtigen Weg.

M.H.: Wie ist Ihr Blick in die Zukunft? Wie sehen Sie die nächsten, ich bin jetzt mal vorsichtig: drei, vier Jahre? Schaffen wir es, dass unsere Gesellschaft demokratisch bleibt?

A.M.: Ich bin von Haus aus Optimist, weil ich diese Arbeit mache und auch sehe, dass sie – natürlich nicht immer, aber in vielen Fällen – die Leute erreichen kann. Man kann dadurch etwas bewegen. Aber: Ich komme gerade aus Israel und ich habe eine Gesellschaft in einem kollektiven Trauma vorgefunden. Und ich habe mit so vielen Leuten gesprochen, links wie rechts, Militär, Polizei, Wissenschaftler, Soziologen ..., die mir alle das Gleiche gesagt haben: Das, was am 7. Oktober in Israel stattgefunden hat, ist erst der Anfang, und es geht nicht um Israel, es geht um den Westen und um die Destabilisierung des Westens. Das ist ein Ziel der Islamisten, es ist ein Ziel von Putin und auch von anderen Regimes, und wir sind darauf nicht

vorbereitet. Ich glaube, dass die guten Jahre, die ich hier erlebt habe, vielleicht bis 2020, – krisenfest, eine Gesellschaft im Aufbruch, die sich in die richtige Richtung bewegt – dass diese Ära erstmal zu Ende ist.

Wir sind in Jahrzehnten der Krisen, die nicht enden werden, wir haben eine Inflation, wir haben die Ukrainekrise, wir versuchen aufzuarbeiten, was die Coronakrise mit uns gemacht hat, wir haben den Nahostkonflikt, bald sind zudem Wahlen in den USA, in einer der großen Demokratien diese Welt. Ich sehe eine große Überforderung, und wir müssen uns krisenfest machen. Das heißt, dass wir uns vorbereiten müssen auf Zeiten, die nicht gut sind, in denen der Wohlstand, den wir gewohnt sind, sich nicht halten lässt. Es heißt aber auch, dass wir präventiv alles tun müssen, um Populismus entgegenzutreten. Wir müssen Demokratieerziehung betreiben, Werte vermitteln, eine Diskurskultur schaffen. Die Populisten leben davon, dass unsere Diskurskultur kränktelt, und so müssen wir versuchen, stärker aus diesen Krisen hervorzugehen. Ich glaube, wenn wir ein Bewusstsein dafür entwickeln, dass das eine zentrale Aufgabe für unsere Demokratie ist, dann können wir viel erreichen, wenn wir aber Schönwetterreden halten und Politiker haben, die selber überfordert sind und keinen Plan haben, wie unsere Gesellschaft in fünf Jahren aussehen soll, dann wird es nicht so einfach werden.

M.H.: Vielen Dank für das Gespräch!